Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 46

Artikel: Die Badenfahrten

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647034

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

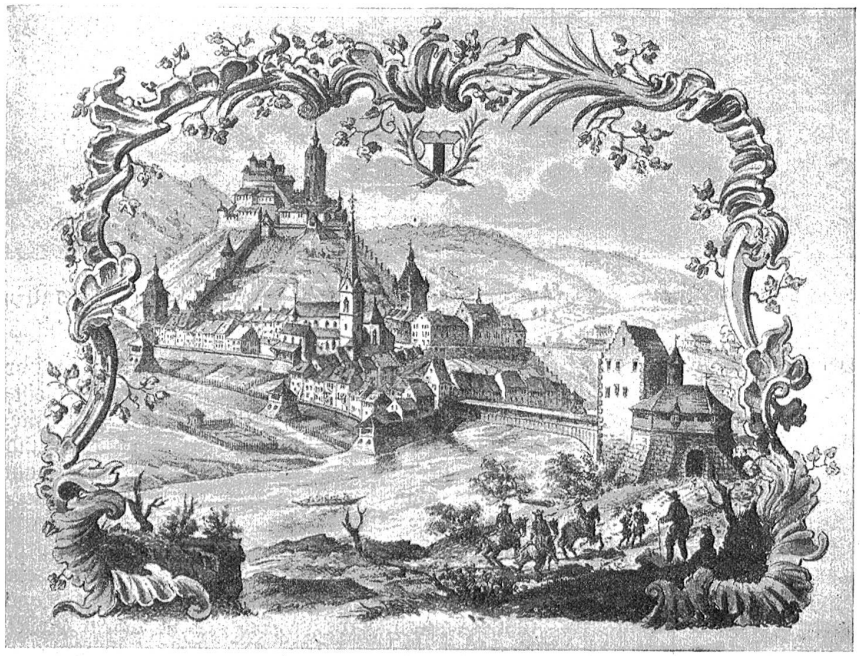
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Generalansicht von Baden, die Stadtseite, ums Jahr 1680.

gügelen" im St. Galler Oberland malen: diese Bauerntypen mit den rätischen Zügen, teils in Halbdunkel, teils in greller Beleuchtung, die tiefbraunen Kufen und die moosigen, alten Torkelmauern — alles so lebensvoll und wieder so spukhaft zugleich. In Wartau im sanktgallischen Rheintal gehört zum „Othmärlen" auch das Spiel mit Nüssen.

Große Bedeutung hatte weiland der Othmarstag in Zofingen. Tobler berichtet in „Kleine Schriften" darüber. In Erinnerung an eine Mordnacht am Othmarstage des Jahres 1238 wurde im alten Zofingen der 16. November festlich begangen. Im Jahre 1238 soll der um Zofingen lebende Adel mit Hilfe der Dominikaner versucht haben, sich der Stadt heimlich zu bemächtigen. Es wurden Kriegsknechte angeworben und in Fässern in die Stadt geführt. Die Soldaten hatten das Losungswort „Do har got er!" (Von dort her kommt er.) Die Fässer mit den Kriegern wurden im Hofe des Dominikanerstifts aufgestellt. Nun sollen nach der Volksüberlieferung am selben Abend die Knaben des Städtchens in der Nähe des Klosters Ball gespielt haben. Ein Ball flog mitten unter die Fässer. Ein Knabe kletterte darüber, um ihn zu suchen. Dabei hörte er plötzlich aus mehreren Fässern Männerstimmen, da die Soldaten glaubten, der Moment zum Losschlagen sei gekommen. Der Knabe erzählte seine Beobachtung den Kameraden. Die Väter wurden verständigt und der Anschlag konnte vereitelt werden. Zur Erinnerung an diese glückliche Rettung führten die Zofinger ein Fest ein. Immer am 16. November veranstalteten sie einen Umzug. Die Ratsherren marschierten in ihrer Amtstracht an der Spitze mit. Die Kinder durften natürlich nicht fehlen. Der Schaffner des Stifts der Dominikaner hatte die Pflicht, den Kindern Weizenbrote („Mutschenen") auszuteilen, auch Othmarsbrötchen genannt (diese Verpflichtung geht nach Tobler ursprünglich auf ein im Mittelalter oft durch Brotzinse dargestelltes Dienstverhältnis zurück, hier auf ein solches zu dem Grafen von Froburg, deren Rechtsnachfolgerin später die Stadt selbst wurde). Die Ratsherren und die übrigen Honoratioren des Städtchens pflegten sich abends zu einem festlichen Trunk zu vereinigen. Der Brauch dauerte bis 1798. Der Einmarsch der Franzosen machte ihm, wie vielen anderen Volksbräuchen, ein Ende. Zwar suchte man in der Restaurationsperiode, 1815—1830, ihn wieder aufleben zu lassen, allerdings in anderer Form. Die Kinder versammelten sich auf dem Hauptplatz, alle mit einer ausgehöhlten Rübe ausgerüstet, in welcher eine Kerze brannte. Schlags sieben Uhr wurde dann ein Zug durch die Stadt veranstaltet. Von 1825 hinweg wurden eine Zeitlang sogar die Brötchen wieder ausgeteilt, durch freiwillige Spenden der Bürgerschaft beschafft.

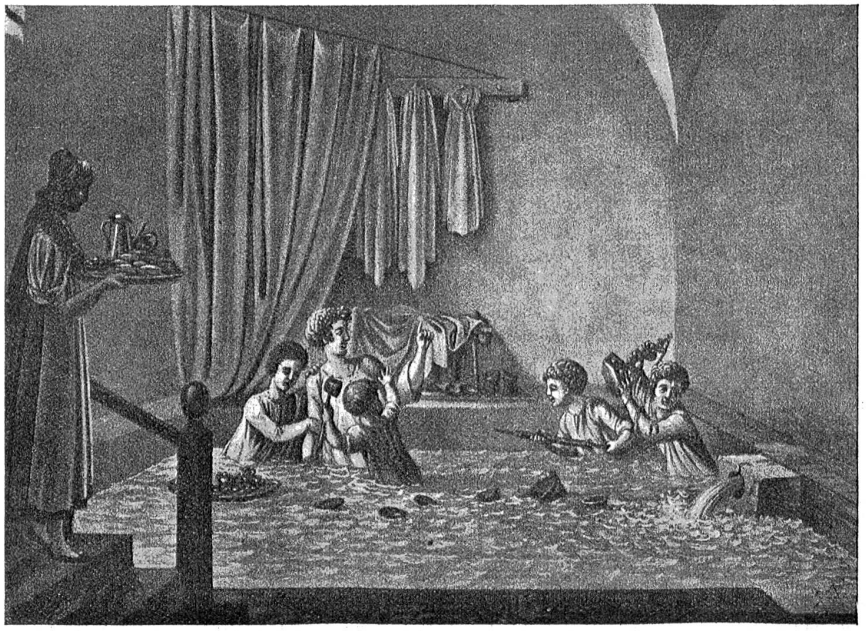
Auch der liebe Aberglauben spielt hinein. In den Erinnerungen des unterwaldnerischen Arztes Dr. Jakob Jenner aus Kerns (1736—1786) lesen wir folgendes Rezept: „Gegen Wanzen nimm am Sankt Othmarstag, zwischen Mittag und zwölf Uhr, Rinden von einem Eschbaum und lege sie in die Zimmer, so müssen sie alle fliehen. Ist bewährte Kunst". F. V.

Die Badenfahrten.

Schon den Römern war die Heilkraft der 17 heißen Quellen bekannt, die bei Baden an der Limmat dem Erdboden entströmen. Sie bauten und unterhielten in der Nähe der Bäder ein großes Militärspital; wahrscheinlich ließen sie ihre kranken Soldaten schon die Wohltat einer Thermalbadekur genießen.

Unter der Alemannenherrschaft zerfielen die Bäder, um erst Jahrhunderte später wieder zu neuem Leben zu erwachen. Vom 13. und 14. Jahrhundert an nahm mit dem Aufkommen der Badesitten die Bedeutung Badens stetig zu, und man kann wohl sagen, daß der alte Ruhm der Quellen als Gesundheitsspender heute noch unvermindert andauert.

Es sind uns eine Anzahl Schilderungen aus verschiedenen Zeitepochen erhalten, die den Badebetrieb in Baden



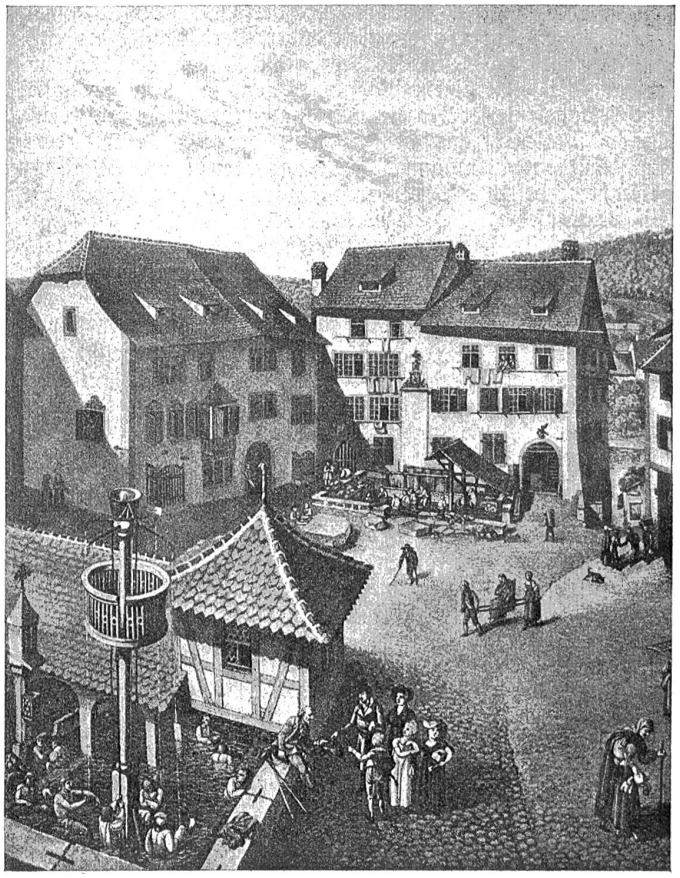
Ein Familienbad im Jahre 1805.

schildern. Diese Dokumente sind sittengeschichtlich außerordentlich interessant. Wir können aus ihnen entnehmen, wie im Laufe der Jahrhunderte die Denkweise unseres Volkes über die Dinge des Anstandes und der Moral sich gewandelt hat. Man kann hier jedenfalls von einer Entwicklung reden, ohne das heutige Geschlecht hypokritisch herausstreichen zu wollen.

Sehr hübsch finden wir diese Zeugen aus Jahrhunderten zusammengestellt und kommentiert in dem Bändchen „Die Badenfahrten" von Henry Mercier aus der vom Verlag „Spes" in Lausanne herausgegebenen Sammlung „Alte Schweiz". Wir folgen im Nachstehenden in großen Zügen Merciers Darstellung; unsere Abbildungen sind Illustrationsproben aus dem reizvoll ausgestatteten Büchlein, vom Verlag uns freundlichst zur Verfügung gestellt.

Von jeher hat es der Mensch geliebt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Wenn er wochenlang tagtäglich im heißen Wasser sitzen mußte, um seiner Gicht los zu werden, so wollte er sich auf irgend eine Weise gleichzeitig die Langeweile vertreiben. Was lag da näher, als die Gesellschaft der Mitpatienten zum Zeitvertreib zu benutzen? Es bewährte sich dabei die alte Erfahrungswahrheit, daß ein fröhliches Gemüt mithilft, die Krankheit zu besiegen. Es bildeten sich Vergnügungsformen heraus, die bei der Badekur wichtiger wurden als die eigentliche Wasseranwendung. Die Badefahrten wurden zu Vergnügungsfahrten, das heißt, der Aufenthalt in der Bäderstadt an der Limmat wurde zu einem Erholungsaufenthalt, bei dem die Gesunden an Freuden mehr genossen als die Kranken. In diesem Sinne sind die „Badenfahrten" zu verstehen, wie jene Zeitgenossen aus den verschiedenen Jahrhunderten sie geschildert haben.

Eine erste ausführliche Studie über die Bäder schrieb im Jahre 1512 der württembergische Arzt Doktor Sitz, der sich in Baden als praktizierender Arzt niedergelassen hatte. Die damalige Kur dauerte 4 bis 8 Wochen mit täglich zwei Bädern von 2—4 Stunden Dauer. Man glaubte, das Thermalwasser sauge die Krankheitsstoffe auf. Bevor der Badende ins Wasser stieg, mußte er sich gründlich purgieren lassen. Die Klistierspritze gehörte zur unentbehrlichen therapeutischen Badeausrüstung. Dann trat der Scherer oder Schröpfer feierlichst in Funktion. Er ließ mit 7, 9 oder gar 13 Schröpfköpfchen oft bis zu zwei Pfund Blut ab.



Badeplatz im Jahre 1805.

Mit Peinlichkeit beachtete man den Stand der Gestirne; nur zwischen Vollmond und erstem Viertel nahm man die Operation vor, nie aber, wenn die Gestirne in Konjunktur mit Mars und Saturn standen.

Nach Doktor Sitz heilten die Badener Wasser alle Leiden, welche „kalte Füchtigkeit" zur Ursache haben, so Gicht, rheumatische Krämpfe, Hüftweh, Ischias, Podagra, Zipperlein und auch die weibliche Unfruchtbarkeit. Dazu kamen noch eine Reihe erwünschter Nebenwirkungen zugunsten der Augen, des Gehörs und des Geschmacks, zur Behebung von Zahnweh und Kopfschmerzen usw. Ferner sollten sie den Magen, die Leber und die Nieren reinigen und die Verdauung anregen.

Weitaus die größte Rolle spielte in frühern Jahrhunderten die angebliche Heilwirkung der Bäder bei Frauenleiden, namentlich bei Unfruchtbarkeit. Ein großer Teil der weiblichen Badegäste suchte in Baden Befreiung von letzterem Uebel. Sie besuchten das „Verenenbad", dem besonders günstige Wirkungen nachgerühmt wurden in dieser Hinsicht. Die heilige Verena galt als die Behüterin und Mehrerin der weiblichen Fruchtbarkeit. Sie war aber auch die Heilige der freien Liebe und wurde von Dirnen als ihre Beschützerin angesprochen. Wie die berühmte und in Hinsicht auf ihre losen Sitten berüchtigte Zurzacher Messe wurden im 16., 17. und 18. Jahrhundert die Bäder an der Limmat das Stelldichein der Männer und Frauen aus nah und fern, die sich in sittlicher Ungebunden-

Eine Table d'hôte im Jahre 1813.

heit schadlos halten wollten für die Entbehrungen einer freudlosen Ehe oder anderer engender Verhältnisse. Es entwickelte sich aus diesen Tendenzen in Baden eine Sittenfreiheit, die selbst einem Poggio Bracciolini, dem Verfasser sehr leichtgeschürzter Fazetien, als außerordentlich auffielen. Dieser Italiener, aus dem Florenz der Medici mit dem Papstkandidaten Johann XXIII. ans Konzil von Konstanz gekommen, besuchte Baden, um sich mit eigenen Augen die Dinge anzusehen, die diesen Badeort so berühmt machten. Er sah sich in seinen Erwartungen übertroffen. Aber als freier Renaissancemensch lag ihm jeder Tadel fern; er wünschte im Gegenteil, daß sich seine prüderen Landsleute Badens paradisische Vorurteilslosigkeit zum Vorbilde nähmen.

Lange Zeit kannte man in Baden nur Gesellschaftsbäder. In großen Bassins badeten die Kurgäste beiderlei Geschlechtes und zwar ohne Gewandung, wie das Badener Siegel dies andeutet und wie aus zahlreichen zeitgenössischen Stichen erhellt. Später kamen die Einzelbäder in den Gasthäusern auf. Darunter verstand man aber große Zuber, die meist für zwei Badende eingerichtet waren. Oft standen ihrer mehrere solcher Zuber in einem Raume schön nebeneinander. Das Einzelbaden war also sehr kollektiv gemeint und hatte die frohe Unterhaltung zum Hauptzweck. Es fand sich immer eine Menge von weiblichen Gästen ein, die als „Badedamen" die Unterhaltung bestritten. Im Wasser errichteten sie kleine Tischchen mit einem Imbiß, zu welchem sie die Herren einluden. Im Küssen und Kosen vor aller Zuschauerschaft legte man sich keine Zurückhaltung auf. Poggio begnügte sich nach seinem Berichte mit der Zuschauerrolle. „Es ist ein erquickender Anblick, so viele hübsche Jungfrauen zu sehen, reif zur Liebe und strahlend vor Schönheit, ihre herrlichen Formen kaum bedeckt mit einem spinnwebdünnen Schleier; man könnte sie für Venus halten." Poggio verwunderte sich bas über die vielen Nonnen, die sich hier den weltlichen Freuden hingaben, und über die Menge von Tonsuren, die man von den Galerien herab in den öffentlichen Bädern herumschwimmen sah.

Zu Hans Waldmanns Zeiten war die Zügellosigkeit der Badener Sitten geradezu ein öffentliches Aergernis. Und daß der allmächtige Zürcher Bürgermeister in seiner Stadt die strengsten Sittenmandate aufstellte und dann selbst jedes Jahr nach Baden fuhr, um sich den ausschweifendsten Freuden hinzugeben, das brachte ihm mehr Feindschaft ein als viele andere seiner politischen Mißgriffe.

Die Zürcher fuhren noch zu David Heß' Zeiten mit dem breiten floßartigen Limmatschiff nach Baden. Die Badenfahrten ersetzten ihnen die Vergnügungsreise und den Ferienaufenthalt. Es wurden ehedem in Ehekontrakten sogar Klausel aufgenommen, worin sich der weibliche Teil die alljährliche Badenfahrt — mit oder ohne Gemahl — vorbehielt; für den Mann war die Klausel überflüssig, da für ihn dieses Recht unbestritten war. Ganze Familien fuhren so nach Baden, wo sie sich in Gasthöfen oder Privathäusern einmieteten. David Heß hat seine poetische Beschreibung einer solchen Badenfahrt mit hübschen Kupfern geschmückt, die uns zahlreiche kulturhistorische Details überliefern. Wir geben mit unseren Illustrationen einige Proben seiner liebenswürdigen Kunst wieder.

Während drei Jahrhunderten war Baden der Sitz der eidgenössischen Tagsatzung und zugleich Residenz der fremden Gesandtschaften, die hier die eidgenössische Politik zu beeinflussen suchten. Es fehlte nicht an Diplomatenfestlichkeiten mit Banketten und Bällen, an denen es hoch herging. Manch ein intimes Sittenbild aus dem Baden der Tagsatzungszeit ist uns aus Diplomatenberichten überliefert worden. Viele der fremden Herren suchten und fanden neben den anstrengenden Staatsgeschäften Erholung in den Bädern bei galanter Gesellschaft.

Im 15. Jahrhundert kam die Sitte auf, die fremden hohen Herren, die in Baden zum Kuraufenthalte weilten, als Zeichen besonderer Aufmerksamkeit zu beschenken. Diese Sitte dehnte sich bald auch auf die eigenen Regierungshäupter aus; so schickten z. B. die Zürcher 1534 ihrem Bürgermeister Diethelm Röust einen fetten Ochsen, der mit einer Decke in den Stadtfarben behangen war und zwischen den vergoldeten Hörnern einen Beutel mit 20 rh. Gulden trug, nach Baden. Der Konsequenz halber und um nicht Neid zu erwecken, mußten auch die andern einflußreichen Herren vom Regimente beschenkt werden. Es entwickelte sich mit der Zeit eine Schenkerei, die zur wahren Landplage wurde; denn es gehörte bald auch zum guten Ton, daß sich die Gäste gegenseitig beschenkten, und das Schenken links und rechts nahm kein Ende. Alle Sittenmandate vermochten gegen diese Unsitte nicht aufzukommen. Sie erlosch erst, als die eidgenössischen Tagsatzungen von Baden verlegt wurden und die fremden Gesandtschaften ausblieben.

Diese Verlegung der Tagsatzungen brachte für Baden eine Zeit des Niederganges. Zwar blieb Baden bis ins 19. Jahrhundert hinein, wie wir das aus David Heß' „Badenfahrt" wissen, der beliebte Kuraufenthalt des besseren Bürgertums der Städte Zürich, Basel und Bern. Aber die Sitten besserten sich in dem Maße, wie die Bäder ihrem eigentlichen Zwecke als Gesundheitsbringer wiedergewonnen wurden. Das heutige Baden jedenfalls erinnert in nichts mehr an diese Zeiten der freien Sitten. H. B.

Ein kurzes Dichterleben.

Zu Wilhelm Hauffs 100. Todestage am 18. November.

Es ist im Herbst des Jahres 1823. Die blauen Fluten der Donau tragen einen vollen Kahn übermütiger Studenten von Ulm stromabwärts. Die Wasser widerspiegeln bunte Farben, und Sang und Saitenspiel ertönt. Dort schimmern Häuser aus dem Ufergrün. Donauwörth! Der Kahn bringt seine jugendliche Fracht ans Land. Die bunten Mützen wimmeln, und singend, plaudernd, sich neckend zieht die Schar dem nächsten Gasthaus zu. Bald klingen Gläser, tönen Hochrufe, schallt frohes, überschäumendes Gelächter.

„Bemperlein", ruft es von allen Seiten, „bring uns neue Verse!"

Schon steht der bei seinem Kneipnamen also Gerufene auf einem Stuhl, indes die Schar mit Wohlgefallen den Worten des schlanken Dichterlings in ihrer Mitte lauscht, der jetzt mit frischer Stimme glänzend deklamiert:

„Wenn die Becher fröhlich kreisen,
Wenn in vollen Sangesweisen
Tönt so manches Helden Ruhm,
Ja, da muß man dich auch singen,
Muß auch dir die Becher schwingen,
Dir, du altes Burschentum!"

— — — — — — — — — — —

Die Stimmung wird erhabener von Strophe zu Strophe, und wie das letzte Wort gefallen, bricht sie sich Bahn in jubelndem Toast.

„Hoch Bemperlein! Der Seelenhirtschaft Anbildling!"

„Hoch, Bemperlein! Du blühend Reis am deutschen Dichterstamm!"

Und Humpen und Becher klingen erneut. Der junge Sänger tut Bescheid. Wie haben doch die letzten Jahre und das frohe Burschenleben aus dem bleichen Muttersöhnchen einen flotten Mann gemacht! Hier taut er auf, hier kann er sich entfalten.

Von der erhöhten Laube aus schweift nun sein Blick hin über das herbstliche Land, das in mildem Dufte vor ihm liegt. Aus uralten Baumkronen blicken schelmisch die Mauern und Türme eines alten Städtchens.

„Nördlingen", erklärt der rundliche Gastwirt.

„Nördlingen?" Der junge Mann besinnt sich, fragt und deutet. Dann tritt er in den Saal zurück.